



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 232.

Mittwoch, 3. Oktober.

1928.

(3. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderlein.

(Nachdruck verboten.)

Widerwillen überkroch Grotteck. Was hatte er hier zu juchen? Die Kneipe war doch ein unmögliches Ort, dumm, dreist und sinnlos wie die Hampelmannsmusik dort. Die Leute rochen schlecht. Der Wein zog den Gaumen zusammen und bis in die Magenwände. Der Boden war bespuckt und besät mit Zigarettenstummeln, die Tischplatten voller Weinsachen. Alles war abstoßend und unwürdig. Hatte er das früher nicht bemerkt?

Dennoch konnte er sich nicht zum Aufbruch entschließen. Zum mindesten wollte er das Weggehen dieses Okulus-Menschen abwarten. Aber er fühlte schon, daß er bis zum Schluss hier ausharren würde.

Ich muß nüchtern bleiben — dachte er und bestellte schon wieder ein neues. Schließlich konnte man hier ja auch nicht mit leerem Glas sitzen. Sogar Quevedos Freundschaft würde da in die Brüche gehen. Immerhin konnte er mit Befriedigung feststellen, daß er keine Trunkenheit spürte. Es gab ja Zeiten, wo dies Zeug wie Medizin wirken mußte. Selbst Fährmann würde heute mit ihm zufrieden sein können.

Eine ältere Frau, die einen Stoß von Missionsblättern auf dem Arm trug, zwangte sich durch die Gäste. Der Wirt, der solche Belästigungen seiner Gäste nicht gern sah, mußte sie übersehen haben.

Kiewening sagte bei ihrem Anblick eine Amtsmiene auf. Er schnauzte sie an, als habe er sie bei einem Verbrechen ertappt. "Haben Sie eine Legitimation?"

Die Frau nickte. "Wollen Sie sie sehen?"

Allerdings. Hier mit der Flebbe!"

Sie framte in ihrer Tasche, holte ein Kuvert hervor und entnahm ihm ein bestempeltes Papier, das der Detektiv misstrauisch prüfte. Mit einem Stirnrunzeln gab er es endlich zurück. Am Ende war er der einzige am Tisch, der ihr nichts ablaufen.

Grotteck lächelte. Wieviel kriminalistischer Scharfsinn war da wieder einmal am falschen Platz verwendet worden!

Als der Geiger oben auf dem Podium eben zu einem Solo ansetzen wollte, sprang Grotteck auf und ging schnelle Schritte zu ihm, um das Unglück zu verhüten. Er nahm dem verdutzten Jüngling das Instrument aus der Hand, machte eine lächerlich tiefe Verbeugung vor den Zuhörern und sagte im Ton eines Jahrmarktausschreibers: "Aufgepaßt! Es folgt eine Einstellung! Die berühmte Romanze des weltbekannten Swendsen, des Hofkomponisten Seiner Majestät des Königs von Finnland und Laaland!"

Die Geige war billig und arg mißbraucht. Aber er entlockte ihr Töne, die hier noch nicht gehört worden waren. Selbst das Publikum merkte es und warf mißbilligende Blicke auf die Kellner, die durch die schmalen Gänge zwischen den Tischen einherstolpern. Ein Unglüdlicher, der gerade jetzt niesen mußte, trocknete Scham ganz in sich zusammen.

Als er geendet hatte, brach Beifallssturm los. "Da-sapo!" schrien die Jünglinge, und ihre Damen waren verstohlene Blicke auf den neuen Geiger. Die Blicke verrieten, daß er allerhand Chancen hatte.

Grotteck reichte die Geige zurück, tröstete ihren Besitzer mit einer Mark und ging lachend zu seinem Tisch zurück.

Kiewening trank einen Hochachtungsschluck. "Ich wußte gar nicht, daß Sie ausübender Künstler sind."

"Bin ich. Aber augenblicklich stellungslos."

"Na, Sie können es ja aushalten." "Immerhin bin ich erst am Anfang der ersten Million", warf Grotteck übermütig ein. Und die Hände glitten, ohne daß er es wollte, an den Manteltaschen entlang.

Wieder sammelte die Klavierspielerin ein — das Publikum konnte den Kunstgenuss schon bezahlen —, aber diesmal ging sie an Grottecks Tisch vorüber. "Hoho", machte er. "Was ist denn das?"

"Sie haben ja schon für hundert Abende bezahlt", erklärte Kiewening. "Sie Geburtstagstünd."

Aber die Antwort genügte nicht. Er mußte wissen, warum sie ihn geschnitten hatte. Es war ehrlich erworbenes Geld, was er ihr gegeben hatte, zum Kuckuck. Sie sollte ihm Rechenschaft ablegen, die hochmütige Dame. Eigensinnig verbiss er sich in diesen Gedanken.

Der Schweiß rann ihm in den Kragen: der Wein machte warm, und dann war er wohl der einzige in dem überfüllten Lokal, der den Mantel anhatte. Sollte er ihn nicht doch ablegen und zwischen die abgeschnittenen Kleider dort hingängen? Ja, gerade jetzt. Wäre das nicht der beste Beweis für seine Unschuld? Sehen Sie doch nach, meine Herrschaften, und Sie, Kiebitz, oder wie Sie gleich heißen, wenn Sie die Courage dazu aufbringen! Dieser schlecht nachgemachte Sherlock Holmes würde seine blöden Augen schön aufrischen, wenn er die Banknoten darin fand — Ein Augenschmaus mußte es sein.

Leider bezahlte Kiewening in diesem Augenblick und verabschiedete sich mit freundlichem Lächeln. Grotteck sah ihn durch den Hauptausgang hinauswanken — er hatte dem Spanischen doch wohl mehr zugesprochen, als für seinen diskreten Beruf gut war — und verschwinden.

Nun war es unnötig, den kompromittierenden Mantel abzulegen. Es machte sozusagen keinen Spaß mehr.

Endlich war auch das Konzert zu Ende. Die Lichter wurden abgeschwächt, und Quevedo mahnte handreichend zum Aufbruch.

"Auf Wiedersehen, Herr Baron. War mir eine Ehre. Und gespielt haben Sie — allerhand Hochachtung!" Seine schweifige Prache drückte Grottecks Rechte.

Nun stand er auf der erhellten Straße, mitten unter laut redenden, animierten Menschen. Die kühle Regenluft umstrich seine Stirn, und er fühlte nun doch die Wirkung des Weins.

Er war unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Klar war nur, daß er den Mauergang vermeiden mußte, der voller Gefahren war. Hatten sich nicht vielleicht der Verfolgte und der Verfolger schon geeinigt, um ihn zu stellen? Er fühlte sich zäh erniedrigt, als hätte man

ihm einen Kübel kalten Wassers über den erhöhten Kopf gegossen.

Eine zierliche Gestalt strich an ihm vorbei, ging wieder zurück und blieb endlich vor ihm stehen. Er erkannte die Klavierspielerin.

"Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" fragte er höflich, wie er eine Dame der Gesellschaft gefragt hätte.

Sie schien verlegen. "Ja", sagte sie dann zögernd, tun Sie ja etwas nicht wieder. Ich meine das mit dem Spiel vorhin. Der Geiger ist ein armer Kerl, und, wenn man sieht, daß er nichts taugt, wird er womöglich entlassen."

"Ich werde es verhindern", sagte er schnell.

"Danke. Ich wußte es." Warum blieb sie eigentlich noch stehen? Worauf wartete sie noch? Plötzlich begriff er, daß sie auf ihn wartete.

Nach einem langen Blick in ihr hübsches, müdes Gesicht fragte er vorsichtig: "Darf ich Sie begleiten?"

Sie antwortete nicht gleich. Ihre Blicke schweiften die Straße empor, zum Warenhaus. Grotted folgte ihrem Blick und glaubte zu seinem Erstaunen Kiewening dort stehen zu sehen.

Da antwortete sie schnell: "Ja, Sie dürfen."

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander her. Natürlich war der Detektiv eben nicht zu sehen. Er hatte ja auch schon vor einer halben Stunde das "Alcazar" verlassen und lag schon in den Federn, von neuen Erfolgen des Okulus träumend. Es war nur eine Täuschung seiner aufgeregten Nerven gewesen.

"Sie dürfen nicht schlecht von mir denken", begann sie plötzlich. "Aber ich bin so allein." Es klang demütig und schutzsuchend.

"Ich denke auch nicht schlecht von Ihnen. Ich bin viel zu eingebildet, um jemand gering zu achten, der meine Gesellschaft will. Ist das nicht klar, Fräulein...?"

"Ich heiße Martha. Martha Rebmann. Nein, Sie brauchen sich mir nicht vorzustellen", setzte sie eifrig hinzu, als er den Hut zog.

"Sie glauben natürlich, ich würde einen falschen Namen sagen, wie? Sie scheinen trübe Erfahrungen gemacht zu haben."

"Ich habe gar keine Erfahrungen, und das ist es ja eben."

"Also: Kurt Grotted."

"Baron?"

"Nein. Das bin ich nur von Quevedos Gnaden. Es ist ein Spitzname, den ich meiner, wie Sie zugeben müssen, tadellosen Haltung verdanke. Ich habe nicht einmal den einfachen Adel."

Plötzlich fühlte er sich verfolgt und umstellt. Es war kein rechter Grund dafür anzugeben. Aber sein Instinkt war ja Grund genug — und dann diese jungen Leute, die hinter ihm lärmend und hartnäckig in seiner Kielspur zogen. Als er mit seiner Dame die Straße überquerte und sie im gleichen Tempo folgten, dachte er: das Spiel beginnt schon.

Aber gleichzeitig erwachte die Lust zum Kampf, die Freude an der Spannung, am Zug um Zug —

Er ließ ein Auto halten, das fast die Bordschwelle streifte, fragte nach Marthas Adresse und rief sie laut dem Chauffeur zu: "Steinstraße 104." Einen Augenblick später rückte der Wagen an.

"Denken Sie, ich bin noch niemals Auto gefahren", sagte sie.

"Ja, einmal muß man ja wohl anfangen." Er blieb scharf durch das kleine Fenster der Rückwand. Ein Motorrad knatterte kurze Zeit hinter dem Wagen, bog dann links ab und verschwand in einer dunklen Gasse. Sonst war kein Wagen auf der Straße.

Sie hatten also kein Auto aufgetrieben, und zu Fuß war keine Verfolgung zu fürchten. Oder waren es am Ende nur harmlose Leutchen gewesen, die ihn und seine Begleiterin ein bißchen anrennpeln wollten? Die Stunde wäre ja recht verführerisch gewesen.

"Wir müssen aber schon am Steinplatz halten", begann seine Begleiterin, die er fast verlassen hatte. "Ich kann doch nicht im Auto vorfahren. Was denken Deleppers sonst von mir?"

Deleppers? "Wer ist denn das?" Er war immer noch mit der Beobachtung der Straße beschäftigt, und es war ihm sehr gleichgültig, wer Deleppers waren, aber er mußte doch auch ein wenig zur Unterhaltung beitragen.

"Meine Wirtsleute. Er war Bankbeamter, ist abgebaut und macht Schreibarbeiten irgendwo, im Arbeitsamt, glaube ich. Wonach sehen Sie eigentlich immerfort aus?"

"Es ist ja eine Gewohnheit von mir. Ich genieße auf diese Weise die Fahrt vor- und rückwärts."

Es kamen neue Gassen, ein öffentlicher Platz, eine Bahnhofsführung. Martha Rebmann blickte verwundert auf ihren nervösen und schweigsamen Kavalier. Plötzlich stachen bunte Lichter in das Dunkel: "Café Ost."

Ohne seine Dame zu fragen, ließ Grotted den Wagen halten. Er sprang heraus und stellte befriedigt fest, daß weder Wagen noch Menschen in der Nähe waren.

Martha Rebmann folgte ihm zögernd in das Café. "Es ist schon spät", sagte sie mit einem Blick auf die Armbanduhr. Aber es schien ihm nicht der einzige Grund zu sein. Vielleicht kannte sie hier Gäste, denen sie sich nicht gern an der Seite eines neuen Kavaliers zeigte. Das ging ihn nichts an. Du bist nur dazu da, meine Spur zu verlieren, teure Martha, und nur so lange bleiben wir hier.

"Wir müssen doch erproben, ob wir uns auch außerhalb des "Alcazar" vertragen", meinte er lächelnd, und er spielte eine Weile den Liebenswürdigen. Mit Erfolg, wie er merkte.

Das Café war schwach gefüllt. In den Nischen drückten sich zerknitterte Paare aneinander. Die Lange-weile verzweifelten Vergnügens brannte allen ihren Stempel auf. Man mußte mit den Wölfen heulen.

Grotted ahmte Quevedo nach, seine treuherzige Halunkenmiene, die Beweglichkeit des quablichen Körpers, das Falsett der Stimme. (Forti. folgt.)

Oktober.

Die Erde scheint ein angegiltes Blatt,
Darin des Jahres Runen sind geritzt.
Auf buntes Herbstgevänge niederfällt
Die Sonne, scheidet schräg und silbermatt.
Noch ist der Mittag warm, die Stille träumt
Großäugig süßer Sommerreife nach.
Kein Windstoß raunt, nur murmelnder Bach
Hüpft aus dem Wald, von Raschellaub umsäumt.
Zwischen den Stämmen lauert schon die Nacht,
Die bald mit dunklem Tuch das Licht bedekt,
Und Nebelwehn, daraus der Sturm sich reift,
Wild zu zerflücken trunkne Herbstgoldvracht.

Heinrich Leis.

Floßfahrt auf dem Main.

Von Emil Baader.

Nebel überm Dorf. Zart wie Schleier. Man ahnt die Sonne, ahnt die Bläue, ahnt die goldenen Wälder, die weiten Ebenen im Norden, die märkischen Seen, die Fontane- und Leistikow-Landschaften. Berlin ist das Ziel einer herbstlichen Fahrt. Ich sehe Potsdam mit Sanssouci im Glanz der milden süßen Herbstsonne. Sehe die Dome von Naumburg und Merseburg im Mittagsblau.

Schon ist die Sonne durchbrochen. Schon schimmern wundervoll die weißen Äste in den Bauerngärten. Eine späte Lerche jubiliert überm Kartoffelfeld. Mais steht fett und grün im Horizont. Federwolken stehen hoch über fränkischer Landschaft. Bauernweiber schleppen sich grau und mühsam mit leeren Säcken, mit Körben und Kästen, aufs Feld. Mittagsglocken läuten in der Ferne. Ein Tal, schön wie nur Hans Thoma es malen konnte, führt mich, am brunnreichen, alt-mainsischen Städtchen Külsheim vorbei, zum Kloster Bronnbach im Taubergrund. Mit einem weiß gewandeten Cisterziensermönch wandere ich durch des Klosters traumschönen Kreuzgang und lasse mir aus der Geschichte des 700 Jahre alten Klosters erzählen.

Ich komme nach Wertheim, dem lieben, alten Nest an Tauber und Main. Siehe vor dem Engelsbrunnen, diesem

Wunderwerk der Renaissance. Besuche die Kilianskapelle, eine der zaubervollsten gotischen Kapellen Deutschlands. Schau in der Stadtkirche die prunkvollen Grabmäler der Wertheimer Grafen aus vielen Jahrhunderten. Von Bergfried der hertlichen Burg aus schaue ich die weite schöne Mainlandschaft. Durch die alte Stadt wandere ich zurück zum Main. Schöne Plätze laden zum Verweilen. Mächtige Mainfloße aber, die dicht am Ufer dahinfahren, laden zur herbstlichen Mainfahrt. Ich rufe — rasch entschlossen — den Steuermann eines Floßes an. Ich habe Glück: das Floß nimmt mich mit!

Nun fahren wir lautlos und geruhig wie im Traum zwischen hohen, dunklen Bergen dahin. Dorf um Dorf, Städchen um Städchen, sieht an uns vorüber. Noch nie habe ich die unbeschreibliche Schönheit der Mainlandschaft so stark empfunden, wie auf dieser Fahrt. Kilian, der Steuermann, aus dem Wallfahrtsort Limbach bei Bamberg stammend, wird nicht müde zu erzählen: Schon seit drei Tagen ist das Floß unterwegs, und in weiteren drei Tagen wird es in Mainz sein. Das Holz kommt von weit her: vom Steigerwald und vom Fichtelgebirge, vom Böhmerwald und aus der Tschechoslowakei. Der größte Teil ist für Holland bestimmt.

Die Flößerei ist kein leichtes Gewerbe. Sie erfordert Körperkraft, Ausdauer, Gewandtheit. Aber was für herrliche, gesunde, frische Naturmenschen sind doch diese Flößer. Vom frühen Frühjahr bis zum spätesten Herbst, vom März bis zum November, fahren sie auf dem Strom: Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dämmerung. Zwei Flößer befinden sich auf jedem Floß. Vorn ist der Steuermann, hinten der „Nachhalter“. Dieser ist zugleich Koch des Einzelloßes. Der große, mit Bier gefüllte Holzkrug fehlt auf keinem Floß. Sechs bis acht Flossen zusammen bilden einen „Floßzug“. Dem Floßzug voraus führt auf einem Kahn, der mit schwarz-roter Flagge geschmückt ist, der „Wachauer“. Er muß erkunden, ob keine Hindernisse im Weg sind.

Wertheim und Freudenberg und Miltenberg; Weinberge und Wälder; rote Steinbrüche und grüne Matten; Fischreicher und Wildenten; Wasserhühner und stolze Weihe vom Floß aus zu schauen, das ist unsagbar schön.

Da sich der Abend über das Tal senkt, landet der Floßzug. Die Flossen werden mit starken Tauen am Ufer festgebunden. Die ganze Flößerschar versammelt sich zur abendlichen Mahlzeit, zum frohen abendländlichen Trank und zur wohlverdienten Ruhe in der wohnlichen Parade, die sich auf dem ersten Floß befindet. Ich war hier bei den Flößern zu Gast. Da herrscht heitere Kameradschaft. Da wird erzählt und gesungen. Zwei Hamburger Wandervögel waren auch da. Sie fuhren schon seit Klingen mit. Einer hat das Flößen schon richtig gelernt. Der andere malt schöne Aquarelle den lieben langen Tag und singt den Flößern am Abend alte Volkslieder zur Laute. Die Flößer schlafen auf dem Floß. Ich finde Quartier in einem Dorfwirtshaus am Main.

In der Morgenfrühe seien wir die Fahrt fort. Wie die Stämme schimmern! Wie die Raben aus den roten Steinbrüchen und aus den nebelfeuchten Wäldern kreischen!

Feiner Regen beginnt niederzugehen ohne Unterlaß. Aber die Flossfahrt ist schön zu jeder Tages- und Jahreszeit: schön am Morgen, wenn die Berge in Nebel gehüllt sind, schön am Mittag, wenn strahlendes Blau über den Bergen steht, schön am Abend, wenn der Main wie Feuer leuchtet. Da der Regen stärker wird, hüllen sich die Flößer in ihre schweren, grauen Flößermäntel.

Wir fahren durch die weiten Bogen roter Brücken, grünen Kloster Engelsberg und Schloss Klein-Heubach mit seinem herrlichen Park.

Bis Wassenburg werden die Flößer heute kommen. Ich habe bei Wörth von ihnen Abschied genommen. Durch Frankfurts alte Gassen bin ich am Abend noch gewandert. In der Dämmerung machte ich einen Gang durch die Räume jenes Hauses am Hirschgraben, in welchen Deutschlands größter Genius geboren wurde. Ich weilte in jenem Zimmer, in welchem die ersten Verse des „Faust“ niedergeschrieben wurden.

Am nächsten Tage stand ich vor Hans Thomas wundersvollen Bildern im Städtischen Bilderhaus am Main, vor Steinhausens blauen deutschen Landschaften, vor Frix Böhles herben Bildern. Sah den silbern schimmernden „Zervelin“ stolz kreisen über Frankfurts Dom. Schaute in den folgenden Tagen herrliche deutsche Städte: Marburg, die Stadt der heiligen Elisabeth, Hildesheim, die Stadt des tausendjährigen Rosenstocks, Goslar, die alte Kaiserpfalz; sah in Galerien herrliche Werke der Kunst: in Kassel und Berlin und Dresden, sah in Naumburgs Dom das Gewaltigste, was deutsche Bildnerkunst je geschaffen.

Aber unvergeßlich über all dem ist mir die herbstliche Flossfahrt auf dem Main.

Die gefiederte Welt im Oktober.

Während die Herbstsonne immer niedrigere Bahnen zieht und ihre Strahlen nur noch wenig Wärme spenden, während der kalte Oktoberwind über die Felder fegt und durch Räben und Fugen dringt, sitzen die wärmebedürftigsten Arten unserer gefiederten Freunde schon unter der heißen, ewigen Sonne der Mittelmeisländer. Nach alljährlich überstandener Mauszeit haben sie von einem untrüglichen Instinkte getrieben, die weite Fahrt angetreten. Zwar ist mancher von ihnen in dem blendenden, magnetisch anziehenden tückischen Lichte eines Leuchtturmes verirrt. Schlingensteller haben unter den bei uns geschütteten Vogelarten gewütet. Das sänglich gestellte Rohhaar drückte die kleinen, sangslustigen Kehlen für immer zu und erstötete das sich in qualvollem Todeskampfe windende, zappelnde Vogelein.

Die im Sommer die Kirchturmspitzen mit gellenden Schreien umkreuzenden Segler, die tropisch gefärbte Blauvögle, der Kuckuck und der Wiedehopf, die posselichen Bachstelzen, die Schwäbchen, Rohrfänger, Gelbsvöller und Sroesser sowie die empfindliche Sängerkönigin Nachtigall, sie alle befinden sich im lauen Süden und spüren nichts von der einschneidenden Kälte.

Aber die Mehrzahl der Vögel und mit ihnen die noch hier gebliebenen Insektenfresser treten jetzt im Oktober, die Fahrt nach Afrika an. Von Busch zu Busch ziehen die Rotkehlchen, vereinigen sich zur Nacht in kleinen Trupps, um sich gemeinsam in die Luft zu erheben und nach Süden zu streichen. Die dunklen Holunderbeeren und die leuchtende Frucht der Eberesche machen den Grasmücken das Schaffen schwer. Erst nachdem sie an den wohlschmeckenden Beeren gebissen, Erst der erste Nachtfrost vertreibt sie von dem reich besetzten Tische der Heimat.

Der Drosselzug bewegt sich langsam nach Süden. Jeder Vogelfreund freut sich, daß jetzt der Fang der Krammersvögel verboten ist. Den Perchenscharen gesellen sich nicht selten Finken- und Pieperarten bei, die zu großen Schwärmen auf den Stoppelfeldern liegen. Bald tragen sie die unermüdlichen Fittiche der ungewissen Zukunft entgegen.

Die Gewässer des Nordens hat bereits der Winter mit einer dichten Eisschicht überzogen. Manche Enten- und Taucherart aus polaren Gegenden finden es bei uns mollig warm und bevölkern die Flüsse und Seen.

Die uns in der kalten Zeit treu bleibenden Standvögel glauben, gegen die Not des Winters besser gewappnet zu sein, wenn sie sich zusammenschließen. Die Familien vereinigen sich zu Gesellschaften und ziehen von Gehölz zu Gehölz. Eisrig suchen sie die Ninden der Bäume nach Schädlingen ab. Vor allem in den Obstplantagen machen sie noch reiche Beute, da das Weibchen des Frostspanners im Oktober die Stämme der Laubbäume erlettet, um seine grünen, überwinternden Eier an die Knospenansprünge oder die Rinde abzulegen.

Für den Vogelliebhaber ist die Zeit der schweren Sorge um die im Zimmer gehaltenen Lieblinge vorüber. Zaudernd beginnt der durch die Maus unterbrochene Sangestrieb wieder zu erwachen. Leise und fastend stimmen Amsel und Rotkehlchen den wehmütigen Herbstfang an. Der Anlauf von Körnerfressern ist um diese Jahreszeit recht günstig, zumal diese liebenswürdigen Zimmergefährtinnen für die langen Wintermonate, so der Stieglitz und Hänfling, leicht zu füttern sind.

Schwieriger ist es für den Vogelliebhaber, die empfindlichen Wurmfrässer jetzt mit bekömmlicher Nahrung zu versorgen. Eine abends neben den Küfig gestellte hellleuchtende Lampe lockt zwar noch eine Menge von Insekten an. Aber die Hauptnahrung, welche den wärmertressenden Vögeln während der guten Jahreszeit fast ausschließlich gereicht wurde, die Ameisenpuppen, fällt fort.

Langsam müssen die Vögel an ein bekömmliches Mischfutter gewöhnt werden. Auch die Mehlwurmheide wird wieder gesüßt, um den weichlichen, gefiederten Sängerrfürsten Nahrung zu liefern.

Hans v. Gaudenz

Der Familintag.

Von Wilhelmine Baltineister.

Familie Weintögl hat beschlossen, einen Verwandtentag, einen Familintag großzügigster Art zu veranstalten. Und zwar sollen sich an einem Sommertage alle Weintögl's in einem schönen Orte zusammenfinden, wo die Urätesten, ein seit sechzig Jahren verheiratetes Paar, den Vorstoss führen werde. Schließlich will man doch die fernstverzweigten Linien der großen und kinderreichen Familie Weintögl kennenzulernen; Linien, die über das ganze Land und darüber hinaus verbreitet sind. Die Weintögl's können stolz sein;

nicht einer ist unter ihnen, dessen sie sich zu schämen brauchten, hingegen viele, auf die sie stolz sein dürfen.

Es kommen zu diesem Feste dreißig Damen, fünfundzwanzig Herren und fünfzig Kinder. Die Ankunft der hundertfünf Personen, die mit kurz auseinander folgenden Sügen eintreffen, erregt in dem kleinen Orte begreifliches Aufsehen, zumal manche Weintögl eine erstaunliche Ähnlichkeit miteinander haben und sich auf dem Wege zwischen Bahnhof und Gasthof aus diesem Grunde hubend erkennen, obwohl sie sich nie zuvor gesehen haben. Sie sind alle zumeist groß, breithüftig, stark und haben einen schweren Gang. — Der Gasthof quillt bis in das zu einem Schlafraum umgewandelte Badezimmer über von Menschen, die Weintögl heißen. Es herrscht ein Blauern, Rufen, Küssen, Begrüßen im Hause, das den Angestellten die Ohren rausen.

Ein Festessen vereint alle. Die Uralten sitzen obenan und lächeln stumpfsfreudlich und im Grunde genommen schon halb drüber in jener Welt, wo alle — nicht nur die Weintögl — Brüder und Schwestern sind.

Alle essen, und alle reden. Wenn auch die Schwiegerkinder und sonstigen Angehörigen nicht ganz hineinpassen, so herrscht am Tische doch eine herzerquidende Es- und Trinkfeindlichkeit.

Mitten in den fettesten Familienfrieden platzt da wie eine Bombe eine bissige Stimme, die einem Fräulein Leonora Weintögl angehört, das wegen seiner kleinen, überarten Gestalt und wegen seiner Chemannlosigkeit zu den Kindern gesetzt wurde und sich daher zurückgezogen und beledigt fühlt. Dieses zischende Stimmlein sagt in einem Augenblick allgemeiner Stille über den Tisch hinweg zu einem friedlich essenden Onkel Weintögl: „Also, Emil, weil gerade vorhin von Onkel Joseph gesprochen wurde: dein Erbe hätte eigentlich mir und meiner seither verstorbenen Schwester zufallen müssen. Aber deine damalige Braut hat es verstanden, dem alten Herrn schöne Augen zu machen, und so ernannte er dich zum Universalerben!“ — Emil Weintögl hört zu essen auf. Neben ihm, eine stattliche Frau mit strengem, dunklem Gesicht, fragt drohend: „Wie, Emil? Du warst einmal verlobt, und ich wußte nichts davon?“ — Liebes Kind, das ist doch jetzt ganz egal, ob ich vor dir eine Braut gehabt habe oder nicht!“ Und, läßt im Gesicht, funkelnden Blicks, wendet er sich an Leonora: „Sticheln kommt du noch immer sehr gut, Leonora. Wundert einen nicht, daß da kein Mann sich Websentliche holten wollte!“ — Dummerweise lacht ganz unten am Tafelende ein Kind. Lacht über etwas ganz anderes. Aber das Jüngsterlein erboxt sich darüber und sagt, diese Weintöglstrange sei sicher ein Kind Emil Weintögl's, der ihr die Erbschaft nahm. Worauf sich an der Tischmitte eine empörte Stimme erhebt, die das lachende Kind als das ihrige bestreitet und sich den Ausdruck Range für ihr Fleisch und Blut nachdrücklich verbittet, was die Jurechtsgewiegene dahin beantwortet, daß sie sich nichts verbieten lasse, vor allem nicht das Reden. Ein Advokat, der als einziger Doktor unter den Weintögl's etwas gilt, springt auf und hält rasch eine weitläufige Rede. Die Uralten, die weder das eine noch das andere verstanden haben, nicken bestallt. Die meisten Weintögl's sind verstimmt, denn ein Teil hält zu Leonora, der er die seltne Erbschaft gegönnt hätte, weil sie dann doch auf einzelne Familienmitglieder gekommen wäre, sobald die kleine Verbrummsfe die Augen schloß. Der andere Teil hält zu Emil Weintögl und macht sich über das fröhle Jüngsterlein lustig. Mitten im angeständigen Gelärme, weltentwöhnt und auf diese Weise den beiden Uralten ähnlich, hat sich ein junger Weintögl in eine junge Weintögl vergaßt, was sie herzinnig erwidert. Es entspint sich zwischen ihnen, die nebeneinander sitzen, ein sanftes Geplätt, während ringsumher unverstehbar ein böser Streit auschwält. — Unter den Weintögl's sitzt auch ein fiz verlobtes Paar, hervorgegangen aus zwei Weintögllinien, die so himmelweit voneinander entfernt sind, daß sie nur noch den Namen gemein haben. Dieses Brautpaar kommt jetzt in lebhaften Meinungsaustausch, da der junge Mann für Leonora Partei nimmt, das Mädchen aber für Emil Weintögl. Das Zeichen zum allgemeinen tumult gibt die Frau Emil Weintögl, welcher wegen der ihr unbekannt gebliebenen ersten Braut ihres Mannes die Galle hochsteigt, weshalb sie schleunigst genaue Einzelheiten über diese frühere Verlobung zu wissen wünscht. Emil Weintögl, der sieht, daß Fräulein Leonora ihm da einen Schelkrieg angerichtet hat, schreit der spitzen Mamiß zu, sie möge sich ein Schloß vor den Mund hängen. Die Angegriffene schreit zurück. Sturm erhebt sich. Irgendein Weiser unter den Weintögl's nimmt sich der Uralten an und führt sie, die verständnislos und erregt fahren die beiden ganz jungen Weintögl's, die eben dabei sind, sich ineinander zu verlieben, durch das Stimmengewirr zum derben Alltag zurück. Eine kräftige Mutterhand packt das Weintöglfräulein und zieht es fort.

„Das du mir nicht mehr mit dem da redest! Der ist ja von der Linie der Leonora!“ Ritsch, ist die ganze Herzensherrlichkeit zerissen. Und der große Familientag endet mit einem Ehestreit, mit einer Entlobung und — wie man eben sah — mit dem Verbrechen gegen lebensende Verlobung.

Eine Gedächtnisprobe.

Was haben die Leser vergessen oder behalten?

Die nachfolgende Aufgabe soll den Lesern vor Augen führen, was sie aus den Schultagen behalten oder vergessen haben. Wir veröffentlichen wahllos aus zehn deutschen Gedichten je zwei Zeilen. Die Leser sollen nun Gedicht und Verfasser nennen und aus dem Kopf die Lösung dazu schreiben. Wer fünf Lösungen findet, verfügt schon über ein gutes Gedächtnis. Bei sechs kann er schon stolz sein. Acht bedeutet gleicherzeit gute Literaturkenntnis und alle zehn werden wohl nur von sogenannten Fachleuten gelöst werden.

1. Sie hörens nicht, sie sehens nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht.

Gedicht:

Verfasser:

2. Und es gestehn die Böewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Gedicht:

Verfasser:

3. Und sieh, und sieh, an weißer Wand,
Da kams hervor wie Menschenhand.

Gedicht:

Verfasser:

4. Als Kaiser Rothart lobesam,
Zum heilgen Land gezogen kam.

Gedicht:

Verfasser:

5. Ich hab es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr.

Gedicht:

Verfasser:

6. Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich auch ein ernstes Wort.

Gedicht:

Verfasser:

7. Geduld! Geduld! Deuns Herz auch bricht,
Mit Gottes Allmacht hadde nicht.

Gedicht:

Verfasser:

8. Sei ruhia, bleibe ruhia, mein Kind,
In dünnen Blättern süßelt der Wind.

Gedicht:

Verfasser:

9. So hat sie stets mit saurem Fleisch,
Ihr Brot in Chr und Zucht geässen.

Gedicht:

Verfasser:

10. Der Tauwind kam vom Mittagmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.

Gedicht:

Verfasser:

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 226:
Wagerecht: 1. Lade. 4. Eibe. 7. Oheim. 8. Vase. 10. Sarg.
12. Ate. 13. Mia. 14. Lea. 16. Ase. 18. Infa. 20. Esau.
21. Ebert. 22. Arno. 23. Lage. — Sentrecht: 1. Lava.
2. Dose. 3. Ehe. 4. Eis. 5. Imann. 6. Elga. 9. Athen. 11. Niesa.
14. Lisa. 15. Aken. 16. Asta. 17. Eule. 19. Abo. 20. Erl.

Scherz und Spott

Mißverständnis. „Leiden Sie an kalten Füßen?“ fragte der Arzt die jung verheiratete Frau, die ihn konsultiert. — „Ja“, lautet die Antwort. Er verordnet ihr daraufhin einige Mittel, aber sie unterbricht ihn schließlich und sagt errötend: „Entschuldigen Sie. Es sind — aber — nicht — meine!“

Erklärt. Da habe ich eben einen furchtbaren Standal gehör“, rauscht Madame ins Zimmer. — „Das habe ich mir gleich gedacht, mein Liebling, du siehst so glücklich aus.“

Bißlagernd. Und dann erwarte ich jeden Monat pünktlich die Miete“, sagt die Wittin zu dem neuen Mieter. — „Ganz meine Meinung“, erwidert dieser stolz. „Mein Prinzip ist: entweder pünktlich oder gar nicht.“